Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Des Lebens Lehrling
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575546

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Lebens Lehrling.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Johanna Siebel, Zürich.

XVI.

Dora hat schon lange gefrühstückt, als Mary am nächsten Morgen das Eßzimmer betritt. Wie übernächtig das junge Weib aussieht! Alle Blüte ist aus dem Antlitz gewichen, und ihre Stimme ist ohne jeglichen Klang!

„Ich fahre gleich nach Manchester, Dora! Oh, du brauchst nicht so angstvoll zu schauen, ich komme wieder!" Mary gießt sich eine Tasse ganz starken Tee ein und stürzt das Getränk hinunter. „Wahrscheinlich bin ich mit dem Zug um fünf Uhr zurück; wenn du willst, kannst du mich abholen!"

Ohne jene Hast, die sonst ihr Wesen unstet macht, verläßt Mary das Haus. Dora begleitet sie zum Wagen. Sie möchte etwas sagen und weiß nicht was; ihre Kehle ist wie zugeschnürt. Statt aller Worte schlingt sie den Arm um Mary. Diese kräuselt die Lippen: „Laß gut sein, Dora; ich danke dir für diese Freundschaft! Wir wollen keine Szene machen; es handelt eben jeder, wie er es für gut findet, du so, ich so!" Der Wagen fährt davon. Langsam kehrt Dora in das Haus zurück. Sie fröstelt, obgleich die Luft warm ist wie im hohen Sommer. Sie hört Mr. Hellings' Stimme und fröstelt noch mehr.

„Bringen Sie mir endlich die Limonade, Lilli!" ruft Hellings weinerlich. „Ich verdurste, ich bin am Ausbrennen!"

Lilli sagt: „Gut, Herr, sofort, Herr!" und huscht mit einer großen Karaffe an Dora vorbei: „Die hat er heute schon zweimal geleert; ich glaube, daß ihm der Hals in Flammen steht, wenn man es treibt wie der!"

Langsam schleicht die Zeit durch den Tag. Es will nicht Nachmittag werden. Immerfort eilen Doras Gedanken zu Mary. Ihre Erregtheit ist so groß, daß ihre Wünsche nicht mehr wissen, was sie wünschen sollen und wünschen wollen. Jetzt ist es zwei Uhr. Ob Mary die Abschiedsstunde durchlebt hat? Ob der Gedanke an die Kinder sie den Rückweg finden läßt aus diesem Irrgarten der Leidenschaft? Sie hat die Kleinen so seltsam angeschaut beim Scheiden!

Was für Entschließungen reifen in der Seele dieser Frau? Lag nicht ein Etwas in Marys Wesen, das unbedingt gewillt schien, auf bestimmte Ziele loszuschreiten? Vielleicht... Ach, Dora wagt den Gedanken gar nicht auszudenken, und er kriecht doch immer wieder an sie heran: Vielleicht hat sie zum zweiten Male ausgeführt, was das erste Mal vereitelt wurde, und den Diebstahl begangen? Ach, wer an die Berauschung von Whisky und Champagner gewöhnt, empfindet einen Widerwillen gegen alle unschuldvolleren Getränke! Wie soll Mary Hellings auf einmal klares Wasser munden können, ihr, die es nie zu trinken begehrte? Dora flüchtet ihre quälende Unruhe zu den Kindern. Sie will mit ihnen spielen. Die Kleinen sollen glücklich sein, weil die Großen es nicht sind! Aber auch da lassen die bangen Vorstellungen sie nicht los und raunen ihr dunkle Befürchtungen zu. Endlich ist der Tag soweit vorgerückt, daß Dora zur Station fahren kann.

Jim fragt respektvoll: „Wollen Fräulein allein kutschieren oder soll ich mit?"

„Nein, allein; Mr. Hellings könnte Ihre Dienste wünschen!"

Leicht fliegt der Wagen dahin. In tiefem Atmen weitet sich Doras Brust. Es tut gut, der Entscheidung näher zu kommen! Ach, nur nicht immer warten müssen und in einer wehrlos entsetzlichen Untätigkeit fühlen, wie die unsichtbaren Mächte an dem Gewebe weben, das sie uns in diabolischer Verstecktheit über den Kopf werfen wollen, dergestalt, daß uns nichts mehr befreit!

In wirrem Beten fleht Dora zu Gott, während der Wagen dahinrollt auf ebener Straße. Nun fährt er durch das kleine träumende Dorf. Das liegt da in seinem Nachmittagsfrieden, und eine uralte Frau sitzt vor dem Hause und nickt mit dem Kopfe und sonnt die verrunzelten Hände auf einem schwarzen Kater. Sie sieht aus wie die schlafende Zeit, die, müde von ihrer Wanderung durch die Aeonen, sich in dieses Dorfes Frieden zu kurzer Rast niedergelassen und für eine Weile nicht aufschaut, ob auch

tiefe Menschenangst an ihr vorüberfährt. Ach, an der Zeit sind wohl andere Entsetzlichkeiten vorbeigejagt, warum sollte sie aufschauen beim Anblick von Dora Brand?

Nun fährt der Wagen durch das kleine alte Städtchen, nun hält er vor dem Stationsgebäude. Das ist der gleiche Bahnhof, bei dem Dora angekommen; heute, an diesem selben Orte will die Erfahrung wieder einen Ring an die Kette hängen, mit deren erstem Glied sie das Mädchen vor sechs Monaten beschenkt. Dora wirft einem herbeieilenden Burschen die Zügel zu, klopft dem Pferde die leicht erbebenden Flanken und begibt sich auf die Plattform. Sie ist viel zu früh. Das Warten beginnt unerträglich zu werden. Ein Eilzug durchsaust die Station. Doras Blicke fliegen dem Zuge entlang. „Wenn ich die Wagen zählen kann, so kommt Mary!" Aber das Orakel gibt keine Antwort; es ist unmöglich, die einzelnen Abteilungen zu unterscheiden.

Da, endlich — ein neues Keuchen und Stampfen der Räder! Dora steht in bleicher Erregung. Die Schaffner rennen, die Türen fliegen auf, die Türen fliegen zu. Wo bleibt Mary? Der Zug will sich schon wieder in Bewegung setzen — da wird die Folter von Dora genommen: Mary steigt aus. Geheimnisvoll zuckt es um ihren Mund, als sie Dora erblickt.

„Du hattest natürlich große Angst, daß ich nicht kommen würde?"

Dora nickt.

„Ja," fährt Mary fort „wir denken oft, die Ereignisse zu regieren, und die Ereignisse regieren uns. Aber heute will ich das Schicksal meistern. Komm, wir machen noch eine Fahrt durch das Land; du bist doch allein ... ohne Jim ... ohne die Kinder?"

„Ja," sagt Dora, „ich dachte, es sei dir lieber so!"

Wieder übergleitet Mary mit merkwürdigem Blick das Mädchen und erwidert kurz: „Du hast recht, es ist mir lieber so!"

Wie flackern Mary Hellings' Augen? Was denkt sie? Was plant sie? Da ist ein seltsam Schreckliches in ihrem Wesen: man sieht es, und es ist nicht zu erhaschen; man fühlt es, und es ist nicht zu benennen! Warum stiehlt sich dieser finster verschlagene Ausdruck über ihr Gesicht, wenn sie Dora Brand betrachtet?

Die beiden Frauen sind am Wagen angelangt: „Ich will die Zügel nehmen!" sagt Mary und schwingt sich auf den Bock und setzt sich neben Dora.

Der Rappe wirft den Kopf empor, und leicht, als sei er eine Nußschale, fliegt der Wagen dahin.

In einem bedrückenden Schweigen sitzen die Frauen nebeneinander.

„Dies ist entsetzlich," denkt Dora; „was soll ich nur sagen? Ist da nichts Erfreuendes, was diesen Schreckensbann durchbricht?" Da kommt ihr ein Gedanke, der sie am Morgen schon flüchtig durchflogen: „Wir wollen deinen Mann bitten, daß er uns für einige Wochen an den Genfersee schickt; es ist herrlich dort um diese Zeit im Jahre. Es wird dir gut tun! Ich weiß es!" Warm und tröstend drängen sich die Worte über Doras Lippen. Aber eisig, wie Schnee auf Frühlingsblumen legt sich Marys Entgegnung darauf: „So, meinst du? Du weißt wie immer sehr viel! Ich habe keine Lust zu dieser Mutter- und Freundschaftsidylle!"

Fester spannen Marys Hände die Zügel; in ihren Augen glüht es. Da denkt Dora: „Ich fange es ungeschickt an, ihre Wunden bluten so; es ist natürlich, daß in dieser Stunde der Gedanke an jede andere Zerstreuung ihr zuwider ist. Aber Gott und die eigene Kraft können ihr helfen; ich will es ihr sagen!" Und innig kommt es von ihren Lippen: „Ich weiß eine Kraft; die hat Gott den Menschen gegeben, auch dir und mir: das ist die Ichkraft, die hilft auf rauhen Wegen!"

Mary schlägt ein Lachen an, gell und zornvoll; man friert, wenn man es hört: „Törin, immer hast du die Schürze voller Blumen, und schlägt man sie dir zu Boden, so hast du den lieben Gott zur Hand; mit dem scheinst du einen ganz besondern Schutzvertrag abgeschlossen zu haben. Ich sage dir aber: Dein guter Gott könnte einmal auch dir gegenüber kontraktbrüchig werden! Hüte dich, Mädchen!"

Nervöser zerren Marys Hände die Zügel, und was sie sagt, ist laut und rauh und drohend zugleich: „Diese Nacht und immer, seitdem du gekommen, ließest du mich deine Macht fühlen, all mein Wünschen hast du zuschanden gemacht! Jetzt ist das Spiel ein anderes: ich halte die Macht in den Händen. Wage es nicht, mir die Zügel zu entreißen! Jetzt bin ich dein Gott, und ich bin dein Schicksal. Ich regiere, hörst du, ich! Ich kann das Gefährt lenken, daß es uns beide zerschmettert. Nun flenne zum Himmel und sieh, ob er dich schützt!"

Dora hebt den Blick zu Mary. Da kriecht ein Entsetzen über sie hin, da sieht sie, daß der Wahnsinn ihr zur Seite sitzt. Oder ist es eine furchtbar teuflische Berechnung, die an den Zügeln reißt, also daß der Rappe schäumend in zitternder Erregtheit dahinjagt? Ach, Dora weiß es nicht! Sie weiß nur, daß zwei Menschen in höchster Gefahr sind und daß dies Weib an ihrer Seite entschlossen ist, seinen Lebensbecher zu zerschellen, weil ihm der Trank daraus Seele und Denken vergiftet — daß Mary gewillt ist, ihr, Doras Leben, mit in den Abgrund zu schleudern!

Da bäumt sie sich empor, da beginnt sie mit dem Wahnsinn zu ringen, und die junge Jugend in ihr schreit auf: „Ich will nicht sterben! Herrgott, erbarme dich meiner! Hilfe!" Aber da ist kein Mensch zu sehen weit und breit. Hin und her schleudert es den Wagen. Wütender peitscht Mary auf das bäumende Tier.

„Du bist furchtbar!" schreit Dora. „Halt ein, Hilfe, Erbarmen!"

„Du stehst ja in Gottes Schutz, du bist ja gefeit!" lacht Mary und lacht immer schriller, immer gräßlicher. „Ich führe die Zügel und versuche Gott!" Lästerlich kreischt der Wahnsinn — Und nun, als rase der Wagen dem Weibe nicht schnell genug von der Zeit hinein in die Ewigkeit, haut Mary wütender auf das Tier, und noch einmal saust die Peitsche pfeifend durch die Luft.

Vergeblich hascht Dora nach den Händen der Unseligen; vergeblich ringt sie mit ihr. Der Wahnsinn ist stärker als die Jugend; der Wahnsinn siegt.

Ein Schrei, gellend und markerschütternd, durchschwirrt die Luft. Ein Keuchen und Schlagen. Ein Krachen und Dröhnen. Dann schwarze Nacht, dann nichts mehr!

Unter freiem Himmel, im klaren Sonnenschein wurde Gott versucht! Unter freiem Himmel, im klaren Sonnenschein ist ein Unglück geschehen!

XVII.

In Clive-House sind die Fenster verhangen.

In Doras Zimmer ist es so stille, als fürchte jedes Geräusch sich vor dem leisesten Lautwerden. Reglos mit blassem Gesichte liegt Dora Brand auf ihrem Lager. Ist denn kein Leben in ihr, daß sie so still und bleich daliegt? Ach nein, sie atmet! Nur das Bewußtsein ist nicht bei ihr; das ist von ihr geflohen bei jenem unseligen Sturze. Das Bewußtsein war klug und barmherzig und wollte nicht gegenwärtig sein während der Schrecken, die kamen.

Alice Green sitzt neben Doras Lager. Zuweilen erneuert sie die Eisblase und rückt sie sorgsam zurecht auf des Mädchens Kopf.

Wer hätte gedacht, daß Alice Green so gute Hände und so bitterernste Augen haben könnte? Da sitzt sie schon einen ganzen Tag und rührt sich kaum vom Platze und ist unermüdlich in ihrer Hilfeleistung, als verminderе dies eine Schuld. Da sitzt sie schon einen ganzen Tag und wartet, ob Dora die Augen aufschlägt zu klarem Bewußtsein, und wartet darauf und fürchtet sich davor.

Was sind das für grause Reden, die zuweilen in Angst und Entsetzen über des Mädchens Lippen eilen? Wie ist dies Furchtbare alles gewesen und wie wird es enden?

Eine Unruhe zittert durch Doras Wesen. Ach, in ihrem Hirn ist ein großes Rad. Das dreht sich immer rund, und aus seinen Speichen sprühen Funken; die stieben und brennen über den ganzen Körper, sodaß Dora immer Schmerzen fühlt und nur mit Mühe denken kann. Aber auf einmal vermögen die Schmerzen nicht länger das Entsetzen zu lähmen, das auf dem Grunde ihrer Seele liegt, und langsam kehrt das Bewußtsein zurück und schaut sich hilflos um und findet sich nicht zurecht in der Dunkelheit.

In dumpfem Jammer schlägt Dora die Hände vor das Gesicht: „Ich möchte Licht haben," bittet sie; „es ist so dunkel!"

Leise geht Alice Green zum Fenster und öffnet ein wenig den Vorhang. Dann setzt sie sich zurück an das Lager.

„Wo kommen Sie her?" fragt Dora.

„Man hat mich gerufen, und da bin ich gekommen," sagt Alice.

„Wo ist Mary?" fragt Dora.

„Sie ist hier im Hause!" sagt Alice und wird blaß und senkt die Augen. Da fühlt Dora, daß ein Schrecken hinter den Worten steht, und traurig schließt sie von neuem die Lider.

Immer klarer wird ihr Bewußtsein, und ihre Gedanken fangen an, untereinander zu reden: „Was ist es, was sie uns verheimlicht? Laßt uns ergründen, was sie verschweigt!" Und sie schauen sich forschend an und flüstern angstvoll: „Saht ihr Mary Hellings mit den Augen, die im Wahnsinn glühten? Saht ihr die hauende Peitsche? Hatte sie nicht einen funkelnden Pokal in Händen, den sie mit gräßlichem Lachen von sich warf, hinein in die Tiefe? Saht ihr ihn fallen?"

„Ja," flüstert die Antwort; „aber wir hörten nicht, wo er aufschlug, wir wissen nicht, wie lange der Pokal stürzen muß, den Mary Hellings in die Ewigkeit geworfen!" Einen Augenblick schweigen die Gedanken und schauen sich schaudernd an und fürchten sich vor dem, was sie nun fragen müssen: „Hörtet ihr die entsetzliche Drohung? Sie wollte Gott versuchen? Dies hat sie gewagt! Vernahmt ihr den Schrei? O, sagt es niemand, daß sie Gott versuchen wollte! Sagt es niemand, daß sie zwei junge Leben in den Abgrund zu jagen trachtete, behütet sie vor dieser Anschuldigung; sie war vom Wahnsinn umarmt!" Mit klaren Augen schaut Dora auf Alice: „Wo ist Mary?" fragt sie. „Ich muß es wissen!"

Da ist ein Ton in den Worten, der sich die Wahrheit erzwingt. „Sie ist gestorben," sagt Alice Green; „sie war tot, als man euch fand!" — — — — — —

Gleich werden die Glocken läuten an der kleinen tausendjährigen Kirche im Dorfe von Blackburn. Gleich trägt man eine Tote aus der Türe von Clive-House, ein junges Weib mit einem Herzen, das von Leidenschaften hart mißleitet war.

In der Küche weinen die Kinder mit Lilli, als sei ihnen die liebste Mutter und die beste Herrin gestorben. Fred Hellings indessen ist vollkommen ruhig und gibt im Verein mit Mrs. Gibson Anweisungen für das Trauergefolge. Und oben in Doras Zimmer findet ein junges Menschenherz in diesen starren Tagen die ersten Tränen.

Da fragt Alice Green: „Wie war es, da Mary starb? Erzähle es mir; ich möchte wissen, was sie zuletzt sagte und wie es kam!"

Dora denkt daran, daß der Tod der große Versöhner ist, der auch die Schuld sühnt, die das Leben nicht sobald vergißt, und sagt: „Es ist ein Unglück geschehen, das Pferd ging durch!"

Erleichtert atmet Alice auf: „Denke dir, ich fürchtete schon, es wäre Absicht gewesen! Du führtest so kranke Reden in deinem Fieberschlaf; mir wurde bange dabei. Und Marys Gebaren stand vor mir an jenem Unglückstage. Weißt du, daß es drauf und dran war und sie wäre mit Dick Hamilton davongefahren? Ach, er hätte sie in Liverpool schon wieder heimgeschickt; er hatte selber kaum zu essen, sie war ihm eine Last! Ich habe es immer eine verrückte Idee von Mary gefunden, sich auf diesen Mann zu kaprizieren. Sein ganzer Vorzug im Vergleich mit Fred besteht darin, daß er jünger ist als dieser; sonst teilt er alle seine Schwächen, ohne dabei die Tugend des Geldverdienens zu besitzen. Mary ist nie glücklich in der Anlage ihres Lebens- und Liebeskapitals gewesen; aber da nützte kein guter Rat, und jetzt hilft kein Bedauern!"

Alice versinkt in Denken. Nach einer Weile sagt sie: „Es ist furchtbar, so jung zu sterben! Was glaubst du, Dora, daß Fred mit den Kindern beginnt?" Eine Hoffnung sucht in den Worten. Bittend blickt sie auf Dora.

„Ich weiß es nicht!" sagt Dora.

Da klingen die Glocken von Blackburn durch die klare Septemberluft, und über die Treppe von Clive-House wird eine schwere Last hinuntergetragen.

Ach, Gott ist einer armen Seele gnädig gewesen, daß er die Last ihres Lebens und den Wahnsinn ihres Sterbens nicht mit einem Morde beschwerte!

XVIII.

Die Flammenbänder an den Häusern sind prunkender und die Ernte der herbstlichen Erde ist reifer geworden. Neue Rosen blühen in den Gärten.

Dora Brand sitzt zwischen den niedrigen Büschen im Garten von Clive-House. Sie sieht blaß aus; aber ihre Augen blicken wunderbar klar. In ihrer Seele herrscht jene Ruhe, die das Leiden und das im Leiden Reifwerden gibt, und auf ihrem Antlitz liegt eine stille Entschlossenheit. Was für einen Entschluß hat Dora von den Bäumen ihrer Ernte gepflückt? Wie wird sie antworten, sie, die sich einst verzweifelt fortsehnte aus dieser Umgebung, wenn Fred Hellings sie fragt, ob sie in Clive-House bleiben will bei seinen Kindern? Wird sie freiwillig auf einem Posten ausharren, der immer umspült sein wird von Gefahren? Wird sie sich nicht fürchten vor dunkeln Bedrohungen? Wäre es nicht besser, Dora kehrte heim und ruhte ihre Seele aus von den Stürmen, die furchtbar über sie hinbrausten? Ihre Eltern würden glückselig sein, ihre Geschwister würden jubeln. Bedeutet es nicht eine Torheit, in der Fremde zu bleiben, wenn die Heimat ruft: „Komm, ich habe Platz für dich!" Niemand beharrt doch in Gefahren, wenn er sie vermeiden kann — — — —

Da tritt Fred Hellings zu Dora. Ruhig setzt er sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Sein Gesicht ist tiefernst.

„Ich freue mich, Fräulein Dora, daß Sie sich so überraschend schnell erholt haben; es gehört gesunde Kraft dazu, um solche Erschütterungen zu überwinden." Fred Hellings schweigt; er ist ein ungeschickter Mann, er versteht sich durchaus nicht auf Umschweife und Einleitungen, und so sagt er: „Fräulein Dora, wollen Sie bei uns bleiben? Wollen Sie meine Kinder erziehen? Niemand vermöchte es besser!" In banger Erwartung schaut er auf das Mädchen: „Ich weiß, es ist ungeheuer viel, was ich von Ihnen erbitte ... Vielleicht fürchten Sie sich, vielleicht haben Sie andere liebere Pflichten ... Ich ... könnte auch ein Nein begreifen!"

„Ich fürchte mich nicht," sagt Dora einfach; „ich will bei den Kindern bleiben! Ich wüßte mir augenblicklich keine größere Pflicht."

In Hellings' Augen treten Tränen. Ehrerbietig nimmt er des Mädchens Hand: „Nie will ich vergessen, wie gut Sie sind!"

Er erhebt sich und geht ins Haus zurück. Dora greift nach einem Briefe, den ihr die Post am Morgen gebracht.

Ein Dankgebet John Hardens für ihre wunderbare Errettung. Zwischen den Zeilen flutet die Liebe und schimmert die Hoffnung.

„Was ich bis jetzt verschwiegen, will ich dir heute sagen," schreibt John Harden; „ich bin nach Wien gefahren, um mich von einem Spezialisten untersuchen zu lassen. Schell hält eine Behandlung meines Leidens nicht für völlig erfolglos; er hat ein neues Verfahren. ... Ach, Mädchen, du helle Menschenseele, vielleicht hat Gott dich mir erhalten wollen! Vielleicht hat er das Glück beauftragt, in dieser Zeit die seligste Blume zu pflanzen für dich und für mich! Und pflücken wir sie nicht heute und auch noch nicht morgen, so doch in Jahr und Tag! Wir sahen die Sonne sinken, Dora, über dem Meere, will's Gott, so sehen wir von neuem ihr Steigen, gemeinsam, Hand in Hand. ..."

Bergwolken.

Nachdruck verboten.

Skizze von Alfons Sutter, St. Gallen.

I.

„Das Land der ewigen Kirchweih!" scherzte der alte freundliche Herr aus den Rheinlanden, mit dem ich an einem hellen Julimorgen auf dem Wege zusammentraf, der von Appenzell über reiche Moorwiesen nach dem Weißbad führt. Im Dorfe waren eben die Frühglocken verklungen, die Leute kamen aus der Morgenandacht und belebten Wege und Stege mit herzlichem Geplauder. Mein Begleiter erzählte mir, daß er in Köln wohne, im Weißbad zurzeit zur Kur weile und jeden Morgen nach dem Dorfe oder auf die umliegenden Höhen spaziere, ehe noch die Sonne überm Hirschberg heraufziehe. Er übe diese Kasteiung, fügte er lachend bei, zur Buße für seine zwanzigjährige rheinländische Sorglosigkeit, die ihm einen bedenklichen Schmerbauch großgezogen habe. Jetzt kenne er das kleine Ländchen an der Sitter im Geviert; sein erster Besuch aber habe Ekkehard auf dem Wildkirchlein gegolten. Und da sei es ihm ergangen wie weiland seinem toten Freunde, der sieben Tage und sieben Nächte droben zu Gaste war...

„Sie kannten Scheffel?" warf ich ein.

„Freilich! Aber damals, da ich mich näher mit ihm befreundete, war er schon leidend. In Karlsruhe trafen wir uns zuerst durch die Vermittlung eines meiner Verwandten. Später habe ich ihn öfters in seiner Vaterstadt besucht."

„Hat sich der Dichter etwa über seinen einstigen Aufenthalt in diesen Bergen ausgesprochen?"

„Ja ... Ich erinnere mich noch an ein Gespräch, das wir über Ekkehard führten. Ich kannte damals die Appenzellerberge freilich noch nicht aus eigener Erfahrung, immerhin ... und das wollt ich vorhin sagen: es ist uns beiden gleich ergangen. Als ich zum ersten Mal, es sind jetzt drei Wochen her, auf der Ebenalp stand und auf das grüne umsonnte Land schaute, das zwischen mir und der feinen blauen Linie des Bodensees ruhte, da wurde mir mit einem Male klar, warum das Appenzellervölklein immer so froher Dinge ist und wie diese Lebenslustigkeit sprichwörtlich werden konnte. Ich habe auch in der Tat überall dasselbe bemerkt: Die Leute sind fromm, und der Schalk sitzt ihnen im Nacken!"

Ich sann. Der greise Herr mochte recht haben. So hieß es ja auch im Liede Arnold Halders:

„I öserem liebe Schwizerland
Get's gwöß ke lösteger Lüt
As wie im Appezellerland,
Du mensch de frili nüd.
Ond fröhlig gönd sie us ond i
Ond henkid nüd de Chopf,
Ond wer nüd setzt bim Gläsli Wi,
Isch gwöß en arme Tropf!"

Ich blickte auf. In Duft und Glanz stand der Hohekasten. Durch die feinen Nebel flimmerte es vom Dach des Berggasthauses.

„Scheffel hat in diesen sorglosen heitern Leuten den ästhetischen Gegensatz gefunden für den weltmüden Ekkehard," fuhr der Rheinländer nach einer Weile fort. „Ganz abgesehen davon, daß die Appenzellerberge um ihrer Nähe willen das erwünschte, vom Kloster des heiligen Gallus und der schwäbischen